

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1986-1987)
Heft: 17

Artikel: "das hani chöne, mich drii schicke" : Rentnerinnen erzählen ihre Lebensgeschichte
Autor: Weilenmann, Claudia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«das hani chöne, mich drii schicke»

Rentnerinnen erzählen ihre Lebensgeschichte

Erst nach dem Tod meiner beiden Grossmütter habe ich gemerkt, dass ich sie eigentlich noch vieles hätte fragen wollen. Ich möchte gern wissen, wie das mit dem unerfüllt gebliebenen Wunsch, Lehrerin zu werden, genau war oder was zu erzählen gewesen wäre aus der Zeit, in der meine andere Grossmutter die zum Teil mit Spitzen besetzten Halbschürzen aus feinem Stoff getragen hatte, die ich einmal im Estrich gefunden habe und die mir so gar nicht zu der alten Bäuerin zu passen schienen, als die ich sie gekannt hatte. Von meiner Mutter habe ich dann erfahren, meine Grossmutter habe vor ihrer Heirat «bei einer vornehmen Zürcher Familie gedient», ja «dienen» habe man dem gesagt, und aus dieser Zeit stammten diese Schürzen. Mehr als solche Erinnerungsfetzen sind mir nicht geblieben. Auch habe ich als Kind die Geschichten «von früher» nicht immer ge-

Grundlage meiner Arbeit sind acht Interviews, die ich bei einem einmaligen Besuch dieser zwischen 1903 und 1909 geborenen Frauen aus der Region Winterthur in deren Wohnung auf Tonband aufgenommen und anschliessend transkribiert habe. Gefragt hatte ich nach ihrer Lebensgeschichte. Die Erzählerinnen waren in der Themenwahl grundsätzlich frei, ein grobes Frageraster, bestehend aus üblichen Beziehungen bestimmter Lebensphasen (Kindheit, Schule, Berufswahl, Arbeitswelt, Liebe/Ehe/Ledigsein, Erinnerungen an die beiden Weltkriege) sollte lediglich eine minimale Vergleichbarkeit der Interviews garantieren und den Erzählerinnen mein Interesse an ihrer *ganzen* Lebensgeschichte signalisieren.

Kinderarbeit statt Kinderspiele

Neben dem Individuellen jeder einzelnen Biographie stimmten die Erzählungen auch in vielem überein und ergaben ein eher deprimierendes Bild davon, wie Frauen aus der Unterschicht den schweizerischen Alltag des 20. Jahrhunderts erlebten. Auch heute, wo Sozialgeschichte zunehmend salonfähiger wird, wäre eine solche Lebensgeschichte eine nützliche Ergänzung wohl manchen Geschichtsunterrichts. So waren beispielsweise die Erinnerungen an die Kindheit bei allen Frauen stärker geprägt von Kinderarbeit (Haushalt, Kinderpflege, Mithilfe in der Landwirtschaft) als von den allenfalls zu erwartenden Kinderspielen. Zum Spielen sei oft gar keine Zeit gewesen. «*da haben wir halt schwer daheim gearbeitet. da hat niemand gefragt, ob man das dürfe oder nicht*», so fasst eine ehemalige Bäuerin ihre Kindheit auf dem Bauernhof zusammen. Oft betrachteten die Eltern die obligatorische Schulpflicht gerade bei den Mädchen als unnötigen Ausfall von Arbeitskräften und hielten eine Sekundarschulbildung oder gar eine Berufsausbildung für überflüssig. Alle Frauen, mit denen ich geredet habe, sprachen von versagt gebliebenen Berufswünschen und oft auch davon, dass eine Ausbildung wirtschaftlich gar nicht tragbar gewesen wäre, dass die Familie auf den Verdienst der jungen Fabrikarbeiterinnen oder Dienstmädchen angewie-

schätzt, hatte ich doch die alten Leute im Verdacht, es gehe ihnen ja doch nur um den mahnenden Beweis, «früher» sei eben alles, insbesondere die Jugend, besser gewesen, ein Misstrauen, das sicher nicht unberechtigt war. Einen anderen als diesen moralischen Bezug zur Gegenwart, die mir allein wichtig schien, habe ich nicht gesehen. Nicht zuletzt weil ich heute nicht mehr von moralischen Urteilen meiner Grossmütter abhängig bin, kann ich es mir leisten, Erinnerungserzählungen trotz und mit ihrer allfälligen Moral interessant zu finden. Und so ist meine Lizentiatsarbeit, in der ich mündliche Lebensberichte von Frauen aus den sogenannten unteren Schichten erhoben und untersucht habe, auch eine Fortsetzung der Gespräche mit meinen Grössmüttern.

sen war oder zumindest darauf, dass die höchstens Fünfzehnjährigen ihren Lebensunterhalt selber verdienten. So etwa die bereits oben zitierte Bäuerin:

«so ist das, die jahre gehen vorbei, primarschule, alle nur in die primarschule, der vater hat gesagt, nichts sekundarschule, sorgt ihr selber dafür, wie ihr euer essen und eure kleider verdient, ich habe kein geld für sekundarschule. nichts lernen können.»

Eine Biographie ist etwas Gemachtes

Anstatt *eine* Lebensgeschichte im Rahmen der sozialgeschichtlichen Bedingungen darzustellen, möchte ich ein paar grundsätzliche Überlegungen zu Biographie und Autobiographie anstellen. Denn spannend an den Erzählungen der Grossmütter ist ja nicht nur, was sie erzählen, sondern auch, wie sie das tun (was natürlich genaugenommen dann wieder zusammengehört).

Wenn wir sagen, eine Frau *habe* eine bewegte, normale oder aussergewöhnliche Biographie, so stimmt das nur halb. Denn eigentlich *hat* frau nicht einfach eine Biographie, sondern eine Biographie ist etwas von ihr selbst oder von andern aus Sprache *Gemachtes*, eine *Beschreibung* des Lebens, die nicht voreilig mit dem Leben selbst gleichgesetzt werden darf.

Was Biographien und vor allem Autobiographien interessant macht, sind nicht nur objektive biographische Fakten, wie etwa die angesprochene bildungsmässige Benachteiligung besonders der Frauen der Unterschicht, sondern auch die Art und Weise ihrer Darstellung in der Erzählung, die Bewertungen, die Frauen vornehmen, wenn sie sich erzählend ihr Leben vergegenwärtigen. Autobiographisches Erzählen ist oft weniger ein Wiedergeben als ein *Interpretieren* eigener Erfahrungen. Indem die Erzählerin aus der Fülle der Fakten und Ereignisse, die ihr Leben bestimmten, erzählend diejenigen auswählt, die ihr darstellungswürdig erscheinen, indem sie einmal ausführlicher, einmal knapper schildert, indem sie vieles bewusst oder unbewusst weglassen muss oder will und indem

sie, was sie erzählt, laufend mehr oder weniger deutlich bewertet, bringt sie eine Ordnung, einen *Sinn* in ihr Leben. Es entsteht eine *Lebensgeschichte*. Was darin wie vor kommt, hängt neben anderem auch von der Situation ab, in der sich die Erzählerin gerade befindet, von ihrer Beziehung zu ihrer Zuhörerin und von deren Reaktionen und Fragen.

Widersprüche und Brüche

An ein paar Beispielen möchte ich zeigen, wie beim autobiographischen Erzählen das eigene Leben interpretiert und bewertet wird.

In dieser Beziehung aufschlussreich sind vor allem die *Widersprüche und Brüche*, die mir in allen untersuchten Erzählungen aufgefallen sind. Beispielsweise verwendeten die Frauen fast durchgehend die Formel der «schönen Jugend» zur Beschreibung ihrer Kindheit. Was sie dann aber konkret aus dieser Zeit zu erzählen wussten, würde eine gegenteilige Beurteilung plausibler machen: Geschichten von strengen, un nachgiebigen Vätern, von Krankheit und Unfall in der Familie, von Spannungen zwischen den Eltern, von versagten (Ausbildungs)wünschen und von Armut. Diese Widersprüchlichkeit entsteht durch zwei einander teils entgegengesetzte Bedürfnisse: Einerseits wollen die Frauen den gesellschaftlichen Regeln entsprechen und eine schöne Jugend sowie liebe Eltern vorweisen können. Eine schlechte Kindheit, ein schlechtes Elternhaus könnten ja Anlass zu Diskriminierung und Verachtung geben. Wer aus «schlechter Familie» kommt, hat es z.B. nicht leicht, eine Stelle zu finden. Aber auch für die Frauen selbst ist es leichter, in einer schönen Jugend den Lebenssinn zu sehen als in einer schwierigen. – Andererseits haben sie aber auch das Bedürfnis, belastende Erfahrungen mitzuteilen und erzählend ein Stück weit zu verarbeiten.

Das folgende Beispiel ist die Antwort einer Frau auf die Frage nach Erinnerungen an die Schule. An anderer Stelle hatte sie erzählt, wie sie gegen den Willen des Vaters eine Stelle als Dienstmädchen anstelle der vorgesehenen Fabrikarbeit in der Textilindustrie erkämpfte.

«ja, ich bin also mal, in die seki bin ich nicht gegangen, aber ich bin nicht dumm gewesen, ich muss es doch manchmal sagen.

Frage: wären sie gerne in die seki gegangen?

ich wäre noch gerne in die seki gegangen, aber der vater hat dann gesagt, also jetzt dürft ihr schon arbeiten gehen. früher hat man gemeint, wenn man vierzehn, fünfzehn gewesen ist, nichts, arbeiten ist wichtig, das geld heimbringen. und wir haben, aber er ist ein guter mensch gewesen, zu essen haben wir gut gehabt.»

Dass die Erzählerin beim Thema Schule zuerst beteuert, dass sie auch ohne Sekundarschule nicht dumm (gewesen) sei, weist darauf hin, wie schwerwiegend für sie das Sekundarschulverbot ihres Vaters gewesen sein muss. Um aber dadurch den Vater nicht in ein schlechtes Licht zu bringen (was moralisch verwerflich wäre), betont sie, was er für ein guter Mensch gewesen sei. Die seltsame Begründung dieser Behauptung, das gute Essen, verweist dagegen bereits wieder darauf, dass die Erzählerin unter ihrem Vater viel zu leiden hatte, was zahlreiche ähnlich widersprüchliche Aussagen belegen. So erzählte sie auch, dass er ihr vorgeworfen habe, dass sie ein Mädchen anstatt ein Junge sei («und dann hat er immer gesagt, ja, bei dir habe ich einfach einen bub erwartet, das geschäft würde weitergehen.»), verteidigte ihn aber auch sogleich, indem sie die eigene Kränkung herunterspielte («ich habe schon ein wenig (!) darunter gelitten») und seine Gründe zu verstehen suchte. Sie fügte an, sie habe später ihren ersten Sohn auf den Namen getauft, den sie hätte bekommen sollen: «er (Vater) hat auf jeden fall noch freude gehabt, dass ich ihm den namen abo gegeben habe.»

Ledig bleiben

Drei meiner Interviewpartnerinnen waren ledig geblieben. Auch das Ledigsein ist ein Thema, bei dem Widersprüche zu erwarten sind und bei dem sich die Autobiographien als spannungsvolles Konstrukt zeigen.

Zunächst einmal ist das Ledigsein kein Thema, das selbstverständlich aufgegriffen wird. Nur eine Frau kam von sich aus darauf zu sprechen. Darauf angesprochen, wollte die zweite darüber nichts sagen, und die dritte, von der der folgende Ausschnitt stammt, wechselte kurz darauf das Thema. Gefragt hatte ich, ob sie mit dem Ledigenstatus einmal Probleme gehabt habe.

«nein, es ist nicht schwierig gewesen. ich bin ledig, ich hätte ein paarmal heiraten können, aber ich bin ledig geblieben wegen den eltern. meine eltern haben hilfe haben müssen. und dazumal hat es noch keine ahv gegeben, nichts dergleichen. und versicherungen auch nicht. hat halt einfach jedes (selber) dafür sorgen müssen, wie es durchgekommen ist. – und meine schwester ist halt fortgekommen, als es noch, als es noch gegangen ist. – und mich hat halt niemand gefragt. (lacht) – (...) ich habe mir immer wieder gesagt gehabt, ich will nicht, dass meine eltern darben müssen wegen mir, dass ich heirate und, und sie dann nichts mehr hätten. nein, habe ich, habe ich lieber selber nichts gewollt. und dann, wenn man eine zeitlang ledig gewesen ist, macht es einem eigentlich nichts mehr, dann ist es grad gleich. –»

Die offensichtliche Widersprüchlichkeit dieser Passage zeigt, dass für die Erzähle-

rin das Ledigbleiben trotz ihrer gegenteiligen Behauptung ein Verzicht war. Analog zu ihrer Beteuerung, sie hätte ein paarmal heiraten können, betont sie später, sie sei beim Theaterspielen in einem Verein ein paarmal verlobt gewesen. Die seltsame Mischung zwischen der Betonung der freien Wahl des Zivilstands, der moralischen Verpflichtung, für die kranken Eltern sorgen zu müssen, und dem Argument, auch ans Ledigsein gewöhne frau sich, spricht wohl für die Situation vieler lediger Frauen dieser Generation. Sie sind sich der herrschenden Ansichten über Platz und Aufgabe der Frau als Gattin und Mutter bewusst, wahrscheinlich entspricht diese Vorstellung auch ihren eigenen Wünschen, was nicht verwundert, wenn frau ihre diesbezügliche Erziehung und ihr Wissen um die gesellschaftliche Diskriminierung lediger Frauen berücksichtigt.

Für andere da sein

Fast noch wichtiger als die Gattinnen- und Mutterrolle ist aber die Verpflichtung der Frau zu Hilfsbereitschaft und Verzicht. Und schliesslich soll die Frau auch mit ihrem Schicksal zufrieden sein, nicht damit hadern, sondern sich freundlich fügen. Diese Fähigkeit des freudigen Verzichts zugunsten anderer wird dann zur Hauptquelle des eigenen Selbstwertgefühls. Der Stolz, sich für die Eltern aufgeopfert zu haben, die Pflicht getan zu haben, wird stärker als im obigen in folgendem Zitat der gleichen Frau deutlich. Es ist die Antwort auf die Frage, ob sie nie daran gedacht habe, sich zu wehren, ihre eigenen Wünsche durchzusetzen.

«ja, was hätte ich wollen? hätte ja doch müssen. und dann ist es viel gescheiter gewesen, man schickt sich drein. – auf alle fälle, ich habe es können, das habe ich können, mich drein schicken. ich glaube meine schwester, die ältere, die, die dazumal schon verheiratet gewesen ist, die hätte es glaube ich noch können. aber die, die jetzt noch lebt, glaube nicht, dass es die können hätte. (...) glaube nicht, dass sie's, dass sie das fertiggebracht hätte, einfach da zu sein für die andern und sich selber zurückzustellen. ich habe das können. es hat mir nichts ausgemacht. und die da (sie zeigt ein Foto der Nichte), die hätte es auch können. die hätte es auch gemacht. ihre schwestern auch nicht. und als ihre mutter gestorben ist, also meine schwester, hat sie einmal gesagt gehabt, oh, die mame ist so, hätte doch noch lange leben können, so so schnell gestorben. (...) da sage ich, ja, seid ihr froh, dass es so schnell gegangen ist, was hättet ihr machen wollen, ihr drei, wenn, wenn, sie hätte im bett liegen müssen wie die mutter, wie meine mutter – ja du, das hätten wir gar nicht können, wir hätten ja keine zeit gehabt, keine von uns hätte das machen können. – (da) sage ich, ja, keine hätte es können, seid ihr froh, dass es so schnell gegangen ist. hättet ihr zwei jahre lang eure mutter pflegen können? sie hätten es nicht können. hat jede auch ihre arbeit gehabt, dort sein müssen. ich habe meine arbeit auch gehabt, habe auch dort sein müssen, aber halt daneben, habe ich halt das andere auch noch müssen. und ich habe es gern gemacht.»

«müssen» wird zu «gerne gemacht»

An diesem Ausschnitt lässt sich verfolgen, wie aus einem anfänglichen «müssen» er-

zählend ein «gerne gemacht» wird. Zuerst steht noch deutlich das Müssen als unangenehme Pflicht im Vordergrund: Weil ihre älteren Schwestern bereits verheiratet sind, bleibt die Pflicht, für Pflege und Unterhalt der kranken Eltern zu sorgen, an der Erzählerin hängen. Sie muss auf die Ausbildung zur Krankenschwester verzichten, statt dessen ihr Geld als Glätterin verdienen, Auslandsaufenthalte und eine Heirat kommen für sie im Gegensatz zu den Schwestern nicht in Frage. Auf diesen im vorangegangenen Gespräch behandelten Sachverhalt bezieht sich das «hätte ja doch müssen». Vom Müssen ist jedoch nicht lange die Rede, statt dessen wird das Können betont, die Fähigkeit, sich «drein schicken» zu können, durch die sich die Erzählerin vor ihren Schwestern und Nichten auszeichnet. Am Schluss gar wird die Dreifachbelastung (Beruf, Krankenpflege, Haushalt) mit dem Prädikat «gern gemacht» versehen. Diese Interpretation ermöglicht es der Erzählerin, ihr arbeitsreiches und von unerfüllten Wünschen gekennzeichnetes Leben doch als gut und gelungen und damit als sinnvoll zu verstehen. Sie darf mit ihren Arbeits- und Anpassungsleistungen zufrieden sein.

Frauen nicht als Objekte behandeln

Es liegt auf der Hand, dass ich und mit mir viele jüngere Frauen zu wesentlich anderen Interpretationen kommen. Ich möchte nur die Stichworte Selbstbetrug, verinnerlichte patriarchalische Normen, missglückter oder gar nicht erst versuchter Widerstand, Selbstaufgabe als wahre weibliche Selbstverwirklichung, verpasstes Leben nennen, die ich weder auszuführen brauche noch möchte. Denn es ist mir nicht wohl dabei. Zu gross ist die Gefahr, diese Frauen schreibend wieder als nützliche Objekte zu behandeln, wie sie in ihrem Leben von Eltern, Arbeitgebern, Ehemännern etc. schon oft genug behandelt worden sind. Hingehen, ihnen etwas vom Persönlichsten, die selbst-erzählte Lebensgeschichte, nehmen und dann in Lizarbeit oder Fraz-Artikel mit einer grossartigen feministischen Kritik auffahren, das möchte ich nicht. Meine Wut darüber, dass es haufenweise Frauen mit solchen Lebensläufen gibt, und die noch grössere Wut darüber, dass Versagungen auf solch beschönigende Art dargestellt werden müssen, möchte ich nicht wieder (auch nicht sprachlich) auf diese Frauen richten, die mich in ihrer Wohnung empfangen haben, mir Vertrauen geschenkt und mir Persönliches erzählt haben. Das wäre nichts als ein weiteres Beispiel für – diesmal in mir – verinnerlichte patriarchalische Normen. Das heisst nicht, dass ich gegen kritische Analysen erzählter Lebensgeschichten bin oder gar für eine undifferenzierte Heldinnenverehrung, ich möchte nur dafür plädieren, auch jene Frauen in ihrer Persönlichkeit zu respektieren, in denen wir keine Vorbilderinnen sehen können. Ob mir das hier gelungen ist, weiss ich nicht. –

Die Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten der Frauen der Generation meiner Grossmütter war immer auch eine mit mir selbst und meiner Frauenrolle. Denn vieles, was auf den ersten Blick überwunden scheint (ich meine damit weniger die äusseren als die inneren Bedingungen), ist uns vielleicht näher, als uns lieb ist.

Claudia Weilenmann